



# Dokumentation

Barbara Hallensleben, Fribourg

## ...dem Leben Raum geben – heute OrdensFrau sein

### I. Hinführung

Zwei Schlüsselerfahrungen:

◆ Als 1989 eine litauische Ordensfrau vorgeschlagen wurde, um beim Schlußgottesdienst der Basler „Europäischen Ökumenischen Versammlung“ die Lesung vorzutragen, wehrte sich eine katholische Frau, die Mitglied in dem Vorbereitungskreis war, mit den Worten: „Nein, das soll eine richtige Frau machen!“

◆ Als ich einige Jahre später in Rom als Gast an einem Bischofssymposium teilnahm, zu dem als Gesprächspartner der Bischöfe einige Laien, einige Weltpriester und einige Ordensleute eingeladen waren, wunderte sich mein Kollege Prof. Leo Karrer: „Warum bist Du nicht bei den Ordensleuten?“

Grundthese: Wir können uns als Frauen und Ordensfrauen nicht in Abgrenzung voneinander definieren, sondern dürfen lernen, unsere Identität vom jeweils anderen zu emp-

fangen. Hier gilt das Wort des Evangeliums: Euch aber muß es zuerst um sein Reich und um seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles andere dazugegeben (Mt 6,33). Die eigentliche Quelle unserer Wahrheit ist Gott selbst – es ist der Gott und Vater Jesu Christi, der uns mitten in der Geschichte begegnet.

Folge: Ich kann Ihnen nicht sagen, wer Sie als Ordensfrauen sind. Ich kann nur mit Ihnen gemeinsam versuchen, dass wir unsere Aufmerksamkeit auf die gemeinsame Quelle unserer Wahrheit und unserer Identität lenken.

Warum fällt uns diese Grundhaltung so schwer?

Der Geist der Neuzeit ist ein Geist der Abgrenzung. Jede Maschine funktioniert auf der Basis des Entweder-Oder. Die Neuzeit neigt dazu, zu trennen zwischen Individuum und Gemeinschaft, Volk und Volk, Ost und West, neu und alt, einem Orden und dem anderen

Orden. Die Neuzeit ist die Zeit der Definitionen, was wörtlich „Abgrenzungen“ heißt. Diese Haltung diente dazu, Sicherheit in sich selbst zu gewinnen und Herrschaft über die anderen.

Bei Jesus Christus ist es nicht so: Er ist nicht Gott oder Mensch, sondern Gott und Mensch. Der Geist Jesu trennt nicht, er verbindet, ohne die Vielfalt aufzuheben: vgl. Gal 3,28.

Es geht darum, das Evangelium zu leben, den einen Geist wirken zu lassen. Das Besondere der Ordensleute/-frauen ist es, nichts Besonderes zu wollen, sondern ihrer Berufung durch den einen Herrn Jesus Christus und seinen Geist zu folgen. Gerade darin sind wir einmalig beim Namen gerufen. Wir brauchen keine Angst zu haben vor dem Verlust des Besonderen: Es wird uns geschenkt von Gott und durch die anderen, die aus seinem Geist leben.

Das Urbild dieses Geschehens ist der eine und dreifaltige Gott: Der Vater sichert seine Identität nicht gegen den Sohn, sondern schenkt sein ganzes Leben in Freiheit dem Sohn. Der Sohn „hält nicht fest“ an dem, was der Vater gibt, sondern schenkt es aus Liebe seinem Vater und im gemeinsamen Geist der Liebe den Menschen.

In diesem Geist dürfen wir leben: nicht aus der Unterscheidung und Abgrenzung, sondern aus der Freude am Reich Gottes und im gemeinsamen Gebet um Gottes Geist. Darin dürfen wir uns gegenseitig ermutigen und bestärken. Die Logik der Trennung sagt: Nimm, was du brauchst und willst, sonst nimmt es dir jemand anders weg. Die Logik der Liebe leitet an zu sagen: Gib, was du nicht hast – und du wirst es empfangen, denn es ist dir längst geschenkt.

Die Bewährungsprobe dieser Haltung ist es, dass wir nicht ängstlich um uns selbst besorgt sind, sondern uns schenken lassen, was wir zum Leben brauchen, und uns selbstlos freuen können, wo anderen dies geschenkt ist: einer Mitschwester, einem anderen Orden, einem Menschen außerhalb der Orden.

## II. Anliegen und Krise der Frauenbewegung

Nicht selten haben Ordensfrauen den Eindruck, sie seien hinter der Entwicklung der Frauenfrage zurückgeblieben. Deshalb möchte ich darauf aufmerksam machen, dass auch die moderne Frauenbewegung nicht ohne weiteres eine angemessene Antwort gibt auf die Frage: Wer bin ich als Frau? In der Frauenbewegung und im Feminismus wird eine Unruhe wachgehalten, ideologische Verhärtungen und Rollenzuschreibungen sind entlarvt worden, der Weg in die Freiheit wurde vielfach neu eröffnet – aber ein sinnvolles Ziel ist damit nicht automatisch verbunden. Ein Beispiel sind für mich die Studentinnen an der Theologischen Fakultät in Fribourg, wo die feministische Theologie sehr stark und sehr einseitig vertreten ist. Am Beginn des Studiums sehe ich aufgeschlossene junge Frauen – nach wenigen Jahren werden viele von ihnen verbittert und regelrecht hässlich und sind voll Mißtrauen, nicht nur gegenüber „den Männern“, sondern gleichsam gegenüber „dem Leben“. Ein weiteres Phänomen, das ich beobachte, nenne ich „die Institutionalisierung des Zweibesten“: Weil wir die Erfahrung machen, dass die Beziehungen zwischen Männern und Frauen krisenanfällig sind, scheitern können und Wunden verursachen, ergreifen wir Schutzmaßnahmen. So bietet die Universität Kurse zum Schutz gegen sexuelle Belästigung an. Aber wo sind die Kurse, die lehren, wie ein erlöstes Zusammenleben möglich wird? Weil wir nicht mehr glauben, dass das Beste, dass wirklich gelungenes Leben möglich ist, richten wir uns resigniert im Zweibesten ein.

In der modernen Frauenbewegung zeichnen sich seit dem 19. Jahrhundert zwei Phasen ab:

- 1) Im 19. Jh. wurde der Weg bereitet, um die formale Gleichheit von Mann und Frau als Rechtsgleichheit zu erreichen. Diese Bewegung hat große Verdienste: Das aktive

und das passive Wahlrecht der Frauen wurde eingeführt: in Deutschland 1919, in Frankreich 1944, in der Schweiz in vielen Kantonen noch später. Frauen erlangten Zugang zu den Universitäten und zu vielen Berufen, die ihnen bislang verschlossen waren, darunter auch zu solchen, die zuvor Ordensfrauen vorbehalten waren. Ein individueller Lebensstil wurde für Frauen möglich. Die konkrete einzelne Frau war der Maßstab, während abstrakte, metaphysische Beschreibungen des „Wesens“ der Frau verdächtigt wurden.

- 2) Seit diese erste Phase abgeschlossen ist, beginnt der eigentliche Feminismus, der fragt, was die Frauen aus ihrer formalen Freiheit machen sollen. Hier zeichnen sich zwei Extreme ab, zwischen denen es eine große Zahl von vermittelnden Positionen gibt:
  - a) Gleichheit auch im inhaltlichen Sinne: Gemäß dieser Extremposition gibt es Frausein eigentlich nicht, sondern es ist anerzogen als Erfindung männlicher List, um sich Frauen gefügig zu halten. Diese Position wurde z.B. vertreten durch Simone de Beauvoir, etwa in dem Bestseller der Nachkriegszeit „Das andere Geschlecht“ (1949). Mittlerweile ist bekannt geworden, wie sehr Simone de Beauvoir selbst durch ihren Lebenspartner Jean-Paul Sartre in ihrem Frausein mißachtet und unterdrückt wurde. Die Frauenbewegung hat sich von diesem Extrem entschieden distanziert. Sie hat entdeckt, dass in dieser Position im Namen der Freiheit die Frau sich selbst unterdrückt, indem sie ihr Frausein nicht annimmt, sondern es als eine Form der Entfremdung empfinden muss.
  - b) Radikale Unterschiedenheit: Im anderen Extrem wurde gegen alle Einschränkungen weiblicher Selbstverwirklichung protestiert. Weiblichkeit gilt in dieser Sicht als das einzig volle Erleben der Wirklichkeit. Die alltäglichen Gestalten des Frauseins werden in dieser Sicht aufs Neue

verdächtigt, zur Entfremdung der Frauen beizutragen: Wenn Frauen sich in ihrem alltäglichen Leben in Ehe, Familie, Beruf und Berufung wohl fühlen, werden sie verdächtigt, ein falsches Bewusstsein zu haben oder nicht genügend Solidarität zu zeigen mit den Frauen, die sich in diesem Alltag nicht hinreichend entfalten können. Es ist tragisch zu beobachten, dass es heute oft Frauen sind, die ihre Ehepartner und ihre Kinder verlassen, um sich selbst besser verwirklichen zu können. Ein Beispiel für dieses Extrem ist die Philosophinnengruppe „Diotima“ aus Verona, die eine radikal eigene Lebenswelt für die Frauen fordert.

Beide Extreme berühren sich: Sie gehen von einer **Selbstdefinition** der Frau aus. Sie **vermeiden** den Schmerz und den Segen der wirklichen **Begegnung**. Und sie neigen dazu, die **konkrete Wirklichkeit zu verdächtigen**.

- 3) In den USA hat sich angesichts dieser Extreme eine neue Richtung entwickelt, die sich „cultural feminism“ – „Kultureller Feminismus“ nennt. Hier wird Frausein nicht von theoretischen Definitionen her bestimmt, sondern nach den konkreten Möglichkeiten des Lebens. Vertreterinnen dieser Richtung betonen, dass wir die geschichtlich erworbenen Qualitäten der Frau nicht verdächtigen sollten. Es geht vielmehr darum, diese Fähigkeiten in den Dienst des Zusammenlebens zu stellen und offen dafür zu sein, dass Frauen auf diese Weise je besser zu ihrer Identität finden. Die besondere Nähe von Frauen zur Pflege und Förderung des menschlichen Lebens wird in diesem Zusammenhang nicht als Entfremdung und Rollenklischee gedeutet, sondern als eine geschichtlich gewachsene Errungenschaft, die wertvoll für die Gesellschaft ist.

In dieser Position finden wir eine weitgehende Annäherung an die Einsichten des Glaubens, dass wir unsere Identität nicht selbst konstruieren, sondern dass sie uns im Leben selbst „zuwächst“, wenn wir – wie der

Titel dieser Tagung besagt – „dem Leben Raum geben“. Der christliche Glaube rechnet damit, dass sich unsere Erlösungsbedürftigkeit auch in der Begegnung der Geschlechter zeigt. Doch wir dürfen hoffen, dass in Christus die gute Schöpfung erneuert wird und dass sich auch dieses Kreuz in neues Leben verwandelt.

### **Fragen für die Gruppenarbeit:**

*Welche Tendenzen im Selbstverständnis der Frauen beobachten Sie?*

*Wie weit dienen diese Entwicklungen der Befreiung und wo sind sie anfällig für neue Formen der Selbstunterdrückung der Frauen?*

## III. Ansätze zu einer trinitarischen Anthropologie

Eine notwendige Vorbemerkung: Unser Thema ist nicht ungefährlich: Es führt in Versuchung, die Frage nach dem Frausein nur in andere, noch kompliziertere Definitionen zu verlegen. Darum geht es mir nicht. Der eine und dreifaltige Gott ist die Grundlage einer Theologie des Frauseins – aber nicht als Theorie, sondern als unser Lebensprinzip. Die Einheit des dreifaltigen Gottes ist keine Einheit im Begriff, sondern eine *Communio* der gelebten Liebe – mit dem Ja zur äußersten Gottferne, mit dem Ja zum Tod als Weg zum Leben.

Die Theologische Anthropologie ist im Bereich der heutigen Theologie ein vernachlässigtes Gebiet. Wir kennen die biblische Aussage über die Gottebenbildlichkeit des Menschen: Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie (Gen 1,27). Aber bestimmt diese Aussage unser Glaubensbewusstsein in unserem Umgang mit anderen Menschen? Es ist bezeichnend, dass das II. Vatikanische Konzil in seiner Konstitution *Gaudium et Spes* (GS) eine Erneuerung des christlichen Menschenbildes im Bezug zu Je-

sus Christus anstrebt: Jesus Christus, in dem alles erschaffen ist (Kol 1,16), „hat sich in seiner Menschwerdung gewissermaßen mit jedem Menschen vereinigt“ (GS 22). Als der neue Mensch stellt er die Gottebenbildlichkeit des Menschen wieder her und macht so „dem Menschen den Menschen selbst voll kund und erschließt ihm seine höchste Berufung“ (GS 22). Papst Johannes Paul II. knüpft in seiner Lehre ganz zentral an diese Botschaft an.

Eine wichtige Teilfrage der theologischen Anthropologie lautet: Hat die Differenz zwischen Mann und Frau „nur“ biologische und soziologische Gründe? Ist sie ein Trick der Natur zur Erzeugung von Nachkommenschaft? Oder lässt sich die Zweiheit von Mann und Frau auf den Schöpfer zurückführen? Sind Mann und Frau je verschiedene Verwirklichungen der Gottebenbildlichkeit? Ein Anknüpfungspunkt für eine Antwort findet sich bei den Kirchenvätern:

Irenäus von Lyon († um 200) etwa spricht von einer zweifachen Offenbarung Gottes des Vaters im Sohn und im Heiligen Geist. Sohn und Geist sind in ihrer Unterschiedenheit doch Gestalten der einen Selbstoffenbarung Gottes. Sie sind nicht voneinander getrennt: der Geist bewirkt die Empfängnis des Sohnes, der Sohn sendet den Geist, durch den Geist wird Jesus Christus zu allen Zeiten gegenwärtig; Paulus kann im 2. Korintherbrief sogar sagen: *Der Herr aber ist der Geist* (2 Kor 3,17). In ihrer Unterschiedenheit sind sie aufeinander hingeeordnet und dienen einander. Vieles deutet darauf hin, dass eine anthropologische Entsprechung zwischen der Zweigestaltigkeit der Selbstoffenbarung des Vaters und der Zweiheit des Menschen als Mann und Frau besteht. Auch in diesem Falle ist darauf zu achten, dass die Unterscheidung überboten wird von einer tragenden Einheit: Wie Sohn und Geist eins sind im Wesen Gottes des Vaters, so sind Mann und Frau eins in ihrer gemeinsamen Menschennatur. In dieser Behutsamkeit lässt sich eine Reihe von Zuordnungen beobachten, die zunächst

in einer Übersicht zusammengestellt, dann näher beschrieben werden:

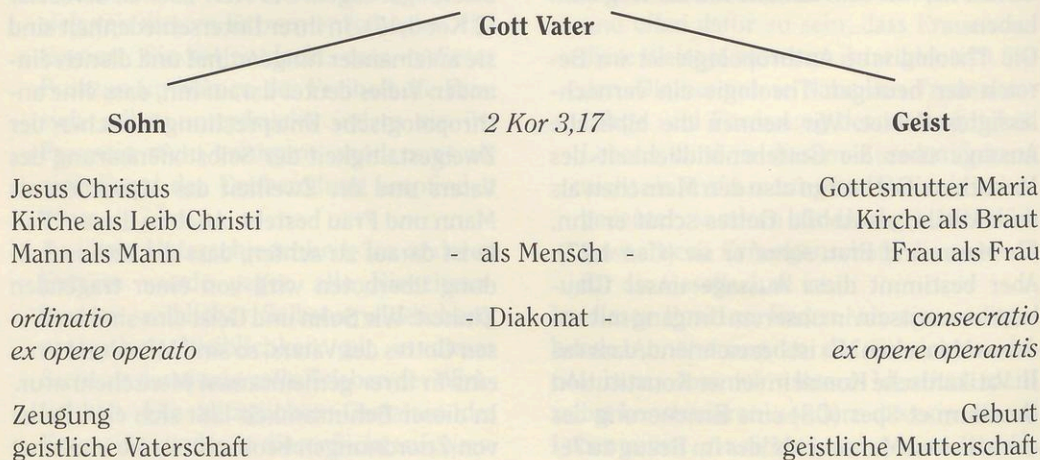
1) Die Offenbarung Gottes in Jesus Christus darf nicht getrennt werden von Maria, auf die der Heilige Geist herabkommt (Lk 1,35) und die auf diese Weise wahrhaft Gottesmutter wird. Von ihr, von einer Frau, empfängt Jesus Christus seine Menschennatur, die in ihm von Ewigkeit her vorgebildet ist. Jesus Christus verkörpert das ungeschaffene Urbild der ganzen Schöpfung, Maria das Bild der erlösten Schöpfung.

2) Die historische Person Jesu und die historische Person Maria dürfen im Heilsplan Gottes nicht isoliert werden. Das Ziel der Selbstoffenbarung Gottes ist die Kirche als erlöste Schöpfung. Sie wird im Neuen Testament in ihrer Einheit mit Jesus Christus beschrieben als „Leib Christi“, aber auch in weiblichen Bildern in einem gewissen Gegenüber zu Christus als „Braut“, die mit ihm ein Leib und ein Geist ist (vgl. 1 Kor 6,17).

3) Wenn der Mann als Mann in einer besonderen Affinität zur Offenbarung des Vaters in Jesus Christus steht, so kann die Frau als Frau in ihrer besonderen Nähe zur Geistoffenbarung betrachtet werden. Die Zuordnung von Mann und Frau zur Offenbarung

des Vaters im Sohn und im Geist ist nur möglich, insofern sie in der gemeinsamen Menschennatur integriert und überboten wird. Diese Menschennatur hat Anteil an der göttlichen Natur (2 Petr 1,4), die auch in Gott selbst der verbindende „Grund“ der drei Personen ist. Auch aus der Psychologie wissen wir ja, dass Mannsein und Frausein nicht strikt getrennt sind, sondern dass Frauen „männliche Anteile“ in sich tragen und umgekehrt.

4) Den beiden Gestalten der Selbstoffenbarung des Vaters entsprechen zwei verschiedene Formen der „Weihe“ im kirchlichen Leben: Die sakramentale Weihe, lateinisch: *ordinatio*, verbindet in besonderer Weise mit dem fortdauernden Wirken Jesu Christi, der *ex opere operato* durch den Geweihten wirkt, d.h. nicht aufgrund von persönlichen Verdiensten, sondern aufgrund seiner unwiderprüflichen Treue. Die Weihe als *consecratio* trägt demgegenüber den Charakter der Lebensweihe eines Menschen, der im Heiligen Geist auf den Ruf Gottes antwortet. Diese Weihe ist eine Form der Selbstheiligung, zu der das ganze Volk Gottes berufen ist. Sie realisiert sich zeichenhaft im Ordensleben, das einen „Stand der Heiligkeit“ bildet. Es ist spannend zu bemerken, dass sich im Diakonat beide Arten der Weihe berühren: Der Di-



akonat der Frauen ist nach meinem Eindruck eine Form der persönlichen Weihe für den Dienst der Kirche, die durch die Kirche öffentlich angenommen wird. Zugleich ist der Diakonat auch die grundlegende Form der sakramentalen Weihe für den kirchlichen Dienst. Damit kommt zum Ausdruck, dass die Kirche nur diejenigen Männer zum Weihenamt beruft, die sich auf dem Weg der Selbstheiligung bewährt haben. Es ist daher theologisch stimmig, dass in einigen christlichen Traditionen der Diakonat auch für Frauen erhalten geblieben ist, z.B. in der Armenischen Apostolischen Kirche. Die Wiederbelebung dieses Dienstes sollte bei guter theologischer Fundierung nicht als erster Schritt zu einer Zulassung von Frauen zur sakramentalen Priesterweihe gedeutet werden.

5) Schließlich ist biblisch festzustellen, dass es sowohl die Beziehung der „geistlichen Vaterschaft“ als „Zeugung“ (vgl. 1 Kor 4,15) als auch eine „geistliche Mutterschaft“ gibt, die beide unverzichtbar für das kirchliche Leben sind. Das II. Vatikanische Konzil betont die mütterliche Aufgabe der Kirche: „Durch Predigt und Taufe nämlich gebiert sie die vom Heiligen Geist empfangenen und aus Gott geborenen Kinder zum neuen und unsterblichen Leben“ (LG 64).

Aus diesen Zuordnungen dürfen nicht neue Trennungen und Rollenmuster gemacht werden. Es fällt allerdings auf, dass im kirchlichen Leben und in der Theologie die Offenbarung in Jesus Christus in all ihren Gestalten mehr Aufmerksamkeit findet als das Wirken des Heiligen Geistes. Das II. Vatikanum betont korrigierend die Berufung der ganzen Kirche zur Heiligung, zum Leben im Heiligen Geist. Indem wir im Glauben Jesus Christus nachfolgen und aus seinem Geist zu leben versuchen, können wir darauf vertrauen, dass wir als Männer und Frauen unsere Gottebenbildlichkeit immer besser verwirklichen. Menschen werden auf diese Weise gleichsam zu Sakramenten der Gegenwart

des lebendigen Gottes. Die theologische Anthropologie bewährt sich gerade darin, dass sie lehrt, von ganzem Herzen Gott zu suchen und alle bloß innerweltlichen Rollenklischees zu überwinden.

Wir leben in einer Zeit des Übergangs von der Neuzeit, die eine Epoche der Abgrenzung war, zu einem erneuerten und vertieften Selbstverständnis des Menschen, das zur Zeit in besonderer Weise Papst Johannes Paul II. prophetisch in Erinnerung ruft. Vielleicht ist es unsere Hauptaufgabe, dieser theologisch und im Leben der Kirche noch nicht klar erkennbaren Gestalt des Menschseins den Weg zu bereiten. Dazu gehört immer auch ein wenig „Narrentum in Christus“ – eine Berufung, die insbesondere in der russischen orthodoxen Tradition bis heute vertreten ist: Die Narren und Närrinnen (z.B. die hl. Xenia von St. Petersburg) machen aus der „Torheit“ des Evangeliums eine Lebensform und stellen jede Art von irdischer Ordnung infrage, auch die religiöse. So wird von den russischen Narren erzählt, dass sie den Mächtigen der Welt offen widersprachen, wenn sie ihre Macht mißbrauchten, dass sie auch am Karfreitag öffentlich vor der Kirche demonstrativ ein großes Stück Wurst verzehren konnten, um zu zeigen, dass wir durch Gottes Gnade und nicht durch unsere frommen Taten gerettet werden...

#### **Frage für die Gruppenarbeit:**

*Wie kommen wir zu der inneren Freiheit (, uns nicht an irdischen Erwartungen und Maßstäben zu messen, sondern unserer Berufung zu folgen, ein einmaliges und unersetzliches „Sakrament der Liebe Gottes“ zu sein) ?*

## IV. Lou Andreas-Salomé

Die theologische Anthropologie spricht davon, dass sich Gott nicht nur für uns offenbart, sondern aufgrund unserer Erschaffung nach dem Abbild Gottes, das Jesus Christus ist, auch in uns und durch uns. Insofern dür-

fen wir sagen, dass der Mensch – Mann und Frau – berufen ist, gleichsam ein „Sakrament“ der Liebe Gottes zu werden. Wenn das wirklich so ist und nicht nur von uns so gedacht und interpretiert wird, dann bedeutet das eine Entlastung: Wir brauchen unser Mann-Sein oder (Ordens)Frau-Sein nicht herbeizureden, sondern dürfen darauf vertrauen, dass Gott selbst das vollendet, was er in uns begonnen hat – weit über unser Verstehen hinaus. Der Weg ist ein Weg der „Sehnsucht nach Leben“ und zugleich ein Weg, auf dem wir immer wieder mit der Gebrochenheit unseres Lebens und unserer Erlösungsbedürftigkeit konfrontiert werden. Über diesen Weg möchte ich nicht „im allgemeinen“ sprechen, sondern anhand einer Frau, die keine Ordensfrau war: Lou Andreas-Salomé, die Tochter eines russischen Generals, die ein außerordentlich unkonventionelles Leben geführt hat.

Ich habe sie aus verschiedenen Gründen ausgewählt:

- 1) Sie zeigt, wie sehr gerade in den Umwegen und Abwegen unseres Lebens eine unstillbare Sehnsucht zum Ausdruck kommt, die menschlich nicht zu erfüllen ist. Lou Andreas-Salomé war keine Theologin, aber sie war eine religiös sehr sensible und gebildete Frau, die immer wieder ihr Schicksal auch in religiösen Kategorien zu deuten versucht und uns Deutungshilfen für unser Leben zur Verfügung stellt.
- 2) Sie gibt den Mut, zu enge Grenzen zu sprengen – aber sie zeigt auch die Schmerzen, mit denen wir dabei zu rechnen haben, und die Ohnmacht, uns nicht selbst unsere Sehnsucht erfüllen zu können.
- 3) Sie zeigt – vor allem in ihrer Freundschaft zu dem Dichter Rainer-Maria Rilke – wie sehr Menschen füreinander gleichsam zum „Sakrament“ des Lebens und der Liebe Gottes werden können. Zugleich besaß sie die Demut, Rilke zur rechten Zeit von sich wegzuschicken und auf seinen eigenen Berufungsweg zu verweisen.

## 1. Lebenslauf

Lou wurde 1861 in St. Petersburg geboren. Sie trat als Jugendliche aus der reformierten Kirche aus, ließ sich aber mit 18 Jahren schließlich doch konfirmieren. Als eine der ersten Frauen nahm sie ein Studium der Theologie und Kunstgeschichte an der Universität Zürich auf und pflegte sehr unkonventionelle Freundschaften mit Friedrich Nietzsche und Rainer Maria Rilke, dem sie die Welt Rußlands erschloss und der in der Freundschaft mit ihr „leben lernte“ und zum Dichter heranwuchs. 1887 heiratete sie den Arzt Friedrich Carl Andreas, dem sie bis zu seinem Tode fest verbunden blieb, auch wenn sie viele leidenschaftliche Freundschaften außerhalb ihrer Ehe pflegte. Mehr und mehr war sie als Schriftstellerin tätig. Später wandte sie sich der Psychoanalyse zu und studierte bei Sigmund Freud. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte sie in Göttingen, wo sie eine psychoanalytische Praxis eröffnete. Dort starb sie 1937 an Krebs.

## 2. Die Freundschaft mit Rilke

Als beide einander im Mai 1897 erstmals begegneten, war Rilke 21, Lou Andreas-Salomé 36. Von Anfang an ist die Beziehung von seiten Rilkes so intensiv, dass man sagen muss: Er „betete sie an“. Bereits kurz nach der ersten Begegnung schreibt er Anfang Juni 1897 in einem Brief:

*Durch Dich will ich die Welt sehen; denn dann sehe ich nicht die Welt, sondern immer nur Dich, Dich, Dich! ... Ich habe Dich nie anders gesehen, als so, dass ich hätte beten mögen zu Dir. Ich hab Dich nie anders gehört, als so, dass ich hätte glauben mögen an Dich. Ich hab Dich nie anders ersehnt, als so, dass ich hätte leiden mögen um Dich. Ich hab Dich nie anders begehrt, als so, dass ich hätte knien dürfen vor Dir.*

Ein Text, der als „Gebet“ in Rilkes „Stundenbuch“ aufgenommen wurde, ist ebenfalls

ursprünglich ein Liebesgedicht. Bemerkenswert ist allerdings, dass Lou Rilke nicht nur freigab, sondern ihn sogar von sich wuschickte, als sie spürte, dass sie nicht die Erfüllung der Sehnsucht seines Lebens sein konnte. Am 21. Februar 1901 schreibt sie ihm:

*... und weiß nun sehr klar und rufe Dir zu:  
gehe denselben Weg Deinem dunklen Gott  
entgegen! Er kann, was ich nicht mehr  
tun kann an Dir ...*

Sie macht uns darauf aufmerksam, wie tief und lebenspendend, ja lebensrettend unsere Beziehung zu anderen Menschen sein kann – wie anspruchsvoll zugleich die „Unterscheidung der Geister“ ist, damit wir uns nicht für andere zum „Gott“ machen, sondern uns selbst und andere immer wieder unserem Herrn und Heiland anvertrauen.

Vgl. dazu auch: Dietrich Bonhoeffer, *Gemeinsames Leben*, 1939 erschienen.

3. „Wer sich als stärker erweisen wird: die Frau oder aber das, was sie sich Unfrauliches zumutet, – das muss die Zeit lehren...“

Dieser Satz von Lou Andreas-Salomé zeigt, wie sehr sie die Beziehung von Mann und Frau in die Weite der Freiheit der Kinder Gottes führt: Ja, es gibt für sie eine besondere Berufung der Frau, die nicht ungestraft verleugnen kann. Aber diese Berufung ergibt sich nicht aus Rollenmustern und kleinteiligen Verboten, sondern aus der Erziehung zur Freiheit im Hören auf die tiefste Sehnsucht nach Leben. 1899 schreibt Lou Andreas-Salomé in demselben Aufsatz „Der Mensch als Weib“, aus dem auch das Zitat in der Überschrift stammt: „In dieser Beziehung kann man daher nur Freiheit und immer wieder Freiheit predigen, und muss man jede künstliche Schranke und Enge zerbrechen, weil man mehr Grund hat, den Sehnsuchtsstimmen im Menschen selbst zu trauen, selbst wenn sie sich falsch ausdrücken, als vorgefassten und zurechtgemachten Theorien. Wo

überhaupt eine Entwicklung Glanz und Freudigkeit über ein Wesen bringt, da ist sie, so wunderliche Krümmungen sie auch machen mag, doch auf richtiger Fährte und schließlich dazu da, in der Frau die Frau selbst, nämlich deren innerste Lebensfähigkeit zur Reife zu bringen“ (nachzulesen in: Lou Andreas-Salomé, *Die Erotik*. Vier Aufsätze, Ullstein Sachbuch 34831, Frankfurt – Berlin 1952, 7-44).

Es ist wohl die große Herausforderung in den Ordensgemeinschaften heute, sich gegenseitig diesen Freiraum zu gewähren und „Geburtshilfe“ zu leisten für das wahre Leben Gottes, das sich in unseren Sehnsüchten oft so verzerrt zur Geltung bringen möchte und das wir doch nicht selbst herstellen können. Dabei stellt sich auch die Frage an die Ordensgemeinschaften, wie weit sie sich öffnen für das Leben außerhalb ihrer Gemeinschaften, um es im Gebet, aber auch in tatkräftiger Nähe mitzutragen. Dabei gilt das bereits zitierte mahrende Wort Lou Andreas-Salomés:

*„Wer sich als stärker erweisen wird:  
die Frau oder aber das,  
was sie sich Unfrauliches zumutet,  
– das muss die Zeit lehren...“*

Die Frau darf dabei gleichsam zu einem „Sakrament der Liebe Gottes“ werden, zu einem „knienden Wesen“, von dem man nicht weiß, ob sie kniet, um der Erde näher oder dem Himmel williger zu sein. Denn beides ist in ihrem Ausdruck dermaßen eins, als verkörpere sich in ihr etwas von dem, was aus den alten biblischen Worten gleich einem Symbol alles Menschentums jubelt:

*„Alles ist Euer!  
Ihr aber seid Gottes“  
[vgl. 1 Kor 3,22f.]*

(Zusammenfassung eines Vortrags vor der VOD-Jahrestagung in Freising, 07. Juni 2001)